

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 11

Artikel: Reise nach Chile: Cobija, die versunkene Geisterstadt
Autor: Helfritz, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

alles zu Ende sein und sich zu einer quälenden Erinnerung verwandeln? fragte sich Kusmin. Olga Andrejewna reichte ihm die Hand, die er küsste. Als er den Arm hob, sagte sie etwas leise zu ihm, er verstand nur das Wort «vergebens», da im gleichen Augenblick der Dampfer wieder zu schreien begann, böse, als klage er über die kalte, neblige Morgendämmerung.

Kusmin lief eilig hinab, ohne sich umzuwenden. Ueber den nach Teer riechenden Steg betrat er

den Dampfer, der sich gleich darauf vom Ufer löste. Kusmin ging zum Heck und schaute nach oben. Olga Andrejewna stand noch auf der Treppe, doch im Halbdunkel konnte er sie schlecht sehen, er hob die Hand und winkte; sie antwortete nicht auf den Abschiedsgruss... Lange Wellen zu den Sandufeln sendend, entfernte sich der Dampfer mehr und mehr, und das Weidengebüsch am Ufer antwortete auf die Schläge der Dampferräder mit hastigem, geheimnisvollem Geflüster...

(Aus dem Russischen von ofl.)

Reise nach Chile:

COBIJA, die versunkene Geisterstadt

Auf den älteren Karten Südamerikas finden wir nördlich von Antofagasta an der pazifischen Küste den Namen Cabija stehen. Erkundigen wir uns heute nach dem Hafenort Cobija, so sieht man uns entgeistert an, denn Cobija existiert nicht mehr auf den Landkarten; das was noch übrig ist, sind vom Wüstensand verwehte Ruinen. Cobija ist eine Geisterstadt.

Gewiss war Cobija einmal ein Ort von Bedeutung. Bolivar, der Südamerika von der spanischen Herrschaft befreite, machte das kleine Fischerdorf Cobija zum Hafen des neu geschaffenen Landes Boliviens, das nach ihm seinen Namen trug, und aus Cobija machte er Puerto Lamar. Doch wie so häufig, der Name fand bei der Bevölkerung keinen Anklang. Cobija blieb Cobija.

Cobija wurde das Zentrum des gesamten Handels im Küstengebiet Boliviens und stand eine Reihe von Jahren in grosser Blüte. Doch da wurde die Stadt plötzlich von einem grossen Unglück betroffen. Das gelbe Fieber, das in den nördlichen Staaten Südamerikas noch immer grosse Verheerungen anrichtete, erreichte trotz aller Vorsichtsmassregeln, die man an der bolivianischen Küste traf, gewissermassen als letztes Auftreten an der Westküste, auch Cobija. Im Jahre 1869 fielen die meisten Einwohner der Stadt der Seuche zum Opfer. Und diejenigen, die die Katastrophe überlebten, verliessen zum grössten Teil die Stadt, da sie unter einem schlechten Omen stand. Den Todesstoss erhielt Cobija im Pazifischen Krieg, als Bolivien sein Küstenland verlor. Infolge des grossen Aufschwungs der Salpeterindustrie zog der neu

entstandene Hafen Antofagasta den Handel an sich, und als dann noch diese Stadt ihre Eisenbahn erhielt und nicht Cobija, war es ganz aus mit dem früheren Hafen Boliviens.

Nach langer Fahrt durch die eintönige Pampa habe ich das erreicht, was einst Cobija war. An dem etwas erhöht über dem Meer liegenden Friedhof machten wir Halt. Von hier aus lasse ich meinen Blick über die tote Stadt schweifen. Deutlich erkennbar sind noch die Strassenzüge, deren spärliche Hausruinen ohne Dächer öde und verlassen in der Wüste stehen. Doch plötzlich scheinen sich die Strassen zu beleben. Die Häuser nehmen wieder Gestalt an, ich fühle mich zurückversetzt in die Zeit vor hundert Jahren.

Im Hafen liegen Segelschiffe, Waren werden am Landungssteg ein- und ausgeladen. In den Strassen begegnen fein gekleidete Kaufleute den Händlern, die auf Maultieren ihre Waren transportieren. An einer Mauer klebt in grossen Buchstaben ein Anschlag folgenden Inhalts: Para Valparaiso saldrà hoy dia el hermoso valero bergantina «Victoria» de 190 toneladas. Recibe cargamento y pasajeros. (Nach Valparaiso wird heute noch der herrliche Segler «Victoria» von 190 Tonnen in See stechen. Er nimmt noch Lasten und Passagiere mit.)

In einer Strasse steht eine Wagenkolonne fertig zum Aufbruch in die Wüste. Es sind hohe zweirädrige Karren, die von Maultieren gezogen werden. Die Wagen sind mit Waren bepackt; langsam setzt sich der lange Zug in Bewegung. Jetzt erreichen die ersten den steilen Zickzackweg. Wie eine

Raupe kriecht die Karawane den Berg hinauf. Zwei Monate braucht sie, um ihr Ziel Potosì zu erreichen, und um von dort schwer mit Silberbarren nach Cobija zurückkehren. Immer noch unerschöpflich scheint in diesen Tagen der Silberreichtum Potosìs zu sein. Schon die spanischen Eroberer liessen sagenhafte Schätze von dort auf den Rücken der Lamals zur Küste schaffen.

Doch kehren wir zurück zur Wirklichkeit.

Noch steht die Mauer, die den Friedhof von Cobija umschliesst. Auch die eiserne Pforte ist noch da, leicht angelehnt. Doch welch ein Anblick der Verwüstung bietet sich uns auf dem Friedhof selbst dar. Zerstörte Gräber, in denen die halb-offenen Särge liegen. Marmorne Grabsteine, die einst aus Europa importiert wurden und auf denen Namen wie Ossa, Gamboni und Lemaitre erkennbar sind, Namen, deren Familien mit dem Aufstieg und Verfall Cobijas eng verknüpft waren.

Nichts ist geblieben von ihrem Reichtum, ihre Häuser und ihre Speicher, selbst ihre Gräber wurden geplündert. Und jetzt bleichen ihre Gebeine in der Wüste. Hier und da findet man noch gut erhaltene Mumien. Die salpeterhaltige Erde hat trotz der Feuchtigkeit des nahen Meeres den Verwesungsprozess verhindert. An einigen Kleidungsstücken, welche die Grabschänder gelassen haben, erkennt man noch die Mode der damaligen Zeit.

Nicht weit von Cobija, in der Nähe einer Guanostation, befindet sich das Grab eines unbekanntenen Seemannes aus jener Zeit. Halb aus dem Sande heraus steht ein einzelner Sarg. Der Deckel ist nur lose aufgelegt. Mein Begleiter, ein Arbeiter von der Guanostation, hebt den Deckel empor. In dem Sarge liegt die mit einer dunkelblauen Uni-

form bekleidete Mumie eines Seemannes mit blondem Haar und blondem Bart, der so gut erhalten ist, als wäre er erst vor kurzem gestorben.

«Sehen Sie, das ist *unsere* Mumie», erklärt mir mein Begleiter, «wir verehren diesen Gringo. Jeden Samstag gehen zwei von unseren Leuten hinauf zu dem Toten, ordnen ihm die Kleider und kämmen ihm Bart und Haupthaar. Wir wissen nicht, woher er stammt. Wir betrachten ihn als unseren Schutzpatron.»

Verlassen wir jetzt den toten Seemann und machen einen Gang durch die öden, verlassenen Strassen der Stadt Cobija. Wir erkennen die Plaza, hier stand die Kirche und dort das Theater. An einer Hausecke hängt schief ein Farol, eine Strassenlaterne, die einst mit Petroleum gespeist die nächtlichen Strassen der Stadt erleuchtete.

Am Hafen, wo noch ein Teil der alten Mole mit den Ueberresten eines Kranes steht, begegnen uns die ersten Menschen der toten Stadt. Es sind aber auch die ersten und einzigen, eine Fischersfamilie, die sich am Strand eine Hütte gebaut hat. Es sind Nachkommen jener Leute, die hier in hoffnungsvoller Zuversicht eine Stadt gründeten. Doch Cobija wurde vom Unglück verfolgt. Zwei Erdbeben zerstörten einen Teil der Stadt, das Meer trat einmal über und verschlang einen Teil der Bevölkerung, und das gelbe Fieber gab der Stadt dann den Todesstoss.

Der Tod löschte eine Lampe nach der anderen in den Strassen und Häusern jener blühenden Handelsstadt am Pazifischen Ozean aus. Heute bergen die leeren Mauern der Geisterstadt nur noch Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit.

Hans Helfritz.

Mein Bruder schämt sich meiner

In Band I unserer Photographiensammlung finden sich eine Unmenge reizender Bildchen von Paulchen und Renate, auf welchen sie Hand in Hand — Inbegriff geschwisterlicher Liebe und Einigkeit — dem Beschauer in die Augen sehen und jedem zum gerührten Ausruf: «Wie herzig! Bruder und Schwester, die beiden Unzertrennlichen!» zwingen.

Wenn die dreizährige Renate damals umfiel und sich das Knie dabei zerschlug, dann weinte das vierjährige Paulchen aus reiner Sympathie heisse Tränen mit; und wenn Renate Geburtstag feierte,

so verlangte sie kategorisch, das Brüderchen müsse auch ein Geschenk kriegen. Sie vergalten sich diese innige Besorgnis gegenseitig durch bedingungslose Gefolgschaft bei allen dummen Streichen. Gemeinsam versenkten sie Zigarettenspitzen ins Goldfischglas, so dass dessen unglückliche Bewohner an den Nikotinwellen fast zugrunde gingen und nur im letzten Moment von uns noch gerettet werden konnten; zusammen verliessen sie das elterliche Haus in einem Augenblick mangelnder Aufsicht, um sich die weite Welt anzusehen. Gott sei Dank wurden sie schon an der ersten Strassenecke